



BÜRGER UND GÄNSEKRAUT  
ODER DER ARCHIMEDISCHE PUNKT  
PAUL SCHMID-HEMPEL

---

Paul Schmid-Hempel studierte Biologie und Ökologie an der Universität Zürich und promovierte 1982 mit einer Untersuchung über verhaltensökologische Strategien bei sozialen Insekten. Nach weiteren Stationen an der Universität Oxford (bei Sir John, Baron Krebs of Wytham), Basel (bei S. C. Stearns) erhielt er 1988 den Nationalen Latsis-Preis für seine Arbeiten zur Analyse adaptiver Strategien. Seit 1988 war er auch Inhaber einer Forschungsprofessur des Schweizerischen Nationalfonds. Seit 1991 ist er ordentlicher Professor für Experimentelle Ökologie an der ETH Zürich. Er ist Mitglied der Akademie Leopoldina. Die Forschungsinteressen umfassen die Konsequenzen von Wirt-Parasit-Koevolution für die Aufrechterhaltung von genetischer Diversität in Populationen und für die evolutive Ökologie von Immunstrategien des Wirtes. Sein Interesse gilt aber auch der Vermittlung der Evolutionsbiologie für andere Gebiete der Wissenschaften und der interessierten Öffentlichkeit. – Adresse: Institute of Integrative Biology (IBZ), ETH Zürich, ETH-Zentrum CHN, Universitätsstrasse 16, 8092 Zürich, Schweiz.

Jogging im Grunewald, von der Villa Walther zum Tunnel der S-Bahn-Station, auf den Teufelsberg mit waldreicher Aussicht nach Südwest, weiter zu Grunewaldturm und altem Forsthaus und wieder die lange Strecke durch Sand und über wurzelübersäte Wege zurück. Außer an den Wochenenden ist es erstaunlich einsam auf den sich gemächlich windenden Pfaden durch den Grunewald und die Gedanken sind sowieso frei. Der Lauf wird kontemplativ, der Blick geht oft nach unten, vermeidet die höheren Sphären des geistreichen Diskurses, und der Körper wird spürbar. Im Rhythmus des Laufens verdichten sich Gedankenketten zu Geschichten und neuen Identitäten ...

Einige Zeit lag er schon hier und hing seinen Gedanken nach. Die Augen hinter den geschlossenen Lidern gefüllt mit warmem Licht. Nichts störte die Ruhe auf der Lichtung im Wald. Nur das sanfte Geräusch einer leichten Brise aus Südwest strich vorbei. Die Wettervorhersage war wieder einmal falsch gewesen. Gott sei Dank, es war doch ein schöner, sonniger Tag geworden. Ein kleiner Schatten legte sich über die Lider. Das rote Licht verschwand für kurze Zeit, um danach in neuer Intensität wiederaufzuleben. Nochmals, im Rhythmus des Windes, aber in unregelmäßigen Abständen. Er öffnete die Augen.

„Guten Tag, mein Herr!“ – die Blätter des Gänsekrauts wiegten sich in der Luft hin und her und verdeckten die Sonne ab und zu, den Schatten auf seine Augen werfend, im Takt, den der Wind vorschrieb. „Ich seh’ Sie nicht oft hier draußen und außerdem – Sie stehen auf meinen Wurzeln!“ Er war entsetzt – schnell drehte er sich um und rutschte einen Meter nach links.

„Autsch – meine Wurzeln, mein Herr, Sie quetschen immer noch meine empfindlichen Blätter!“, tönte es sogleich. Als er sich umsah, wiegte sich das nächste Gänsekraut hin und her. Alles war wie vorhin. „Aber wieso, ich bin doch weggerutscht, das kann doch nicht sein“, dachte er sich und schaute verwundert auf seine vorherige Begleiterin. Fast schien es ihm, als ob seine Gedanken gelesen wurden. „Wissen Sie, mein Herr, wir sind alle dasselbe – Gänsekraut eben. Wir sind alle einzeln, wir sind alle verschieden und wir gehören alle zusammen. Wir sind die Population! Und nur als solches sind wir Gänsekraut.“

Er kratzte sich am Kopf. Irgendwie passte dies so gar nicht zu den Gedanken, denen er gerade nachgegangen hatte. Viel hatte er gelesen und verinnerlicht, viel über Natur und die Welt nachgedacht. Wie war dies doch alles schön durchdacht gewesen. Doch sprechende Unkräuter, nein, das hatte er noch nie gehört oder gesehen. Er wunderte sich daher, dass er einfach widersprach: „Aber – das geht doch nicht zusammen. Die Population, ja, sie ist vorhanden. Aber es ist doch meine eigene Erfahrung, die zählt. Das Selbst ist die Referenz, das hat doch schon Montaigne so schön gesagt.“ Der Wind strich sanft über die Lichtung und trug seine Worte weg. Das Gänsekraut wiegte sich leicht hin und her. Ein deutlicher Blütenduft stieg ihm in die Nase. „Montaigne? – ja, es ist wahr, mein Herr“, meldete sich das Gänsekraut, „wir haben Verwandte in den Bergen. Aber die haben ihre eigenen Probleme und, überhaupt, hier ist alles flach und so viel Kontakt haben wir nicht; wir sind weitgehend getrennt.“ Jetzt war es an ihm, sich unwillkürlich hin und her zu wiegen: „Kennt ihr denn Montaigne nicht? Und wisst ihr Unkräuter nicht, was die großen Geister wie Aristoteles, Platon, Kant oder Hegel Großartiges über die Welt herausgefunden haben! Die Population hat keine Bedeutung. Es ist alles nur Subjekt!“

Lange geschah nichts, doch die Duftdrüsen schwellen langsam an. Eine Wolke schweren Geruchs drang ihm in die Nase. Mit leichter Stimme drehte sich die Blume wieder zu ihm: „Doch ist nicht das Ganze das Wahre? Mein Herr, Sie haben doch auch schon graues Haar und tragen eine Brille – wären Sie nicht lieber ohne diese Attribute? Und haben Sie keine Rückenschmerzen, oder verschlucken Sie sich nie? Sehen Sie, alles dies ist Teil des Ganzen – des wirklichen Ganzen, ob Sie es wollen oder nicht. Sie haben doch auch Vorfahren, oder nicht? Und glauben Sie, dieses Ganze gelte nicht für den menschlichen Geist?“ Eine Pause, dann: „Und hat dein Herr Montaigne uns einmal angeschaut?“ Eine schnippische Duftwolke löste sich und verlor sich über die Lichtung.

Er schwieg. Schließlich gab er zu bedenken: „Das weiß ich nicht, doch was gibt es da zu schauen? Unkraut bleibt Unkraut. Wir müssen uns auf die großen Geister verlassen können. Wo kämen wir sonst hin?“ Das Gänsekraut drehte sich in die Sonne. „Ja, aber bei uns ist alles anders, wir sind nicht ideal, wir sind nicht perfekt, und wenn wir die Insekten nicht anlocken könnten, wären wir nicht hier.“ Das Letztere schien ihm einleuchtend. Er konnte es sich dennoch nicht verkneifen, die Falle zuzuschnappen zu lassen: „Also denkt ihr Unkräuter auch über den Sinn der Dinge nach, wieso ihr hier seid, und was euer Zweck ist?“ „Unser Zweck ist es, Nachkommen zu haben, sonst gäbe es uns nicht. Reicht das nicht?“, kam es heiter zurück. Doch er ließ nicht locker. „Aber der Sinn des Lebens, der Kultur, des Menschen ist doch viel mehr als das?“

Der Wind hatte sich gelegt, die Lichtung lag still und friedlich in der späten Nachmittagssonne. Das Gänsekraut streckte seine Blätter der Sonne entgegen, Insekten tanzten im Licht und am Waldrand sang ein Rotkehlchen sein Lied. Die Antwort ließ lange auf sich warten: „Ja, mein Herr, es stimmt, der Mensch ist etwas Besonderes, seine Kultur bewundernswert in Reichtum und Vielfalt. Doch, wie oft sehen wir euch hier draußen? Wie oft schaut ihr nach unten zu uns? Sind wir es nicht wert, angeschaut zu werden? Wollt ihr nichts sehen von dem, was es gab, lange bevor euer Herr Aristoteles eine Zeile niederschrieb? Es ist nicht alles Blut und Zähne hier im Wald. Nein, es gibt viel Zusammenarbeit und große Schönheit. Man muss nur lernen, die Dinge zu schauen. Das macht ihr mit euren Kunstwerken doch auch?“ „Das ist alles schön und gut, doch den letzten Sinn der Dinge könnt ihr Unkräuter mir auch nicht erklären.“ Er war sich nun sicher, das Argument gewonnen zu haben.

Er wartete lange, doch es kam keine Antwort. Der Duft aber schien ihm heiterer denn je in der Luft zu stehen. Schließlich erhob er sich, streifte die Grashalme von seinen Kleidern und wandte sich der Stadt zu. Vorsichtig, so dass er keine Blume zertrete, erreichte

er den Rand der Lichtung und schaute sich um. Ein seltsamer Nachmittag, dachte er sich. Nur gut, dass wir es besser wissen. Die Natur ist bloß ein blinder Kreislauf, die Loslösung davon notwendig, denn wo wäre sonst der Sinn? Ja, es ist gut, davon befreit zu sein. Mit einem leichten Ruck verließ er den Ort des wunderlichen Geschehens, und mit zuerst zögerndem, dann immer festerem Schritt strebte er seinem Kolleg zu. Er war sich sicher, dass ein kühles Glas Weißwein und eine leckere Brezel auf ihn warten würden. Bis er die nächste Straße erreichen konnte, hatte er vier Milliarden neue Blutzellen gebildet, Millionen von Synapsen neu verschaltet, rund zweihundert Liter Blut umgewälzt und fünf verschiedene Infektionen in Schach gehalten. Er fühlte sich leicht und entspannt. Hinten im Wald, auf der Lichtung vermehrte sich das Gänsekraut, still und leise, aber sehr effektiv.

Der große Schatten eines vorbeifliegenden Schwarzspechts stoppt plötzlich diese kranken Fantasien; die Bewegungen des Körpers werden im Laufen wiederum spürbar. Die wiedergewonnene Realität erinnert daran zu fragen: Was war und bleibt vom Aufenthalt am Wissenschaftskolleg? Sehr vieles und wenig von dem, was geplant war.

Die Arbeitsgruppe „Evolutionäre Immunologie“ hatten wir organisiert, um eine Gesprächsplattform für unsere Forschungsinteressen zu gestalten. Ein erklärtes Ziel für Joachim Kurtz und mich war es, ein Lehrbuch des erweiterten Fachgebiets weitgehend fertig zu schreiben. Doch die Freiheit der Gedanken am Wiko hatten zu anderen Wendungen geführt. Ganz neue Wege tauchten auf und ergaben kreative Lösungen für alte Probleme. Neue wissenschaftliche Partnerschaften wurden ausprobiert und erfolgreich realisiert. Ob schon das Buch nicht wie geplant fertig wurde, die Zeit am Wiko und die Arbeitsgruppe waren ein voller Erfolg. Einige gewichtige Beiträge zum Fachgebiet werden den Stempel des Wiko tragen. Hätte ich dieses auch zu Hause machen können? Nein, ich bin mir sicher, es war diese Insel im Grunewald, welche dies ermöglicht hat. Das wirklich wichtige Erbe des Wiko ist jedoch mehr als nur ein Buch.

Er könne ganz alleine die Erde aushebeln, wenn er nur einen festen Punkt und einen genügend langen Hebel erhalten würde, soll Archimedes gesagt haben. Für mich war der alltägliche Kontakt mit den Kollegen des Fachgebietes, aber vor allem auch mit denjenigen der Geistes- und Sozialwissenschaften oder der Jurisprudenz, genau jener archimedische Punkt, um meine festgefahrenen Gedanken aus den Angeln zu heben und ihre Wichtigkeit zu prüfen. Mit der nötigen Distanz von zu Hause fällt dabei nicht nur auf, wie gut eine solche kreative Auszeit tut, sondern leider auch wie pervertiert das heutige Universitätssystem geworden ist, sogar an einer schweizerischen Weltklasse-Universität. Die früher noch vorhandenen archimedischen Punkte sind durch die endlosen Reformen platt-

gewalzt worden und die Muße, die nötig wäre, Hebel anzusetzen, gleich mit dazu. Wie notwendig ist deshalb ein imaginärer Punkt wie das Wiko! Und wie gut ist es, die Muße zu haben, sich mit Kollegen aus allen Wissensgebieten auszutauschen und Argumente gegenseitig auszuhebeln. Als Zugabe sozusagen – viele interessante Einsichten und neue Erkenntnisse über die Geschichte des 16. Jahrhunderts, die Archäologie, die arabische Kultur, die Religionslehre, die Bedeutung der Staatswissenschaften, das Nächtliche, die Philosophie, Magie und so weiter. Unvergessen bleiben auch die Gespräche mit Toshio und Helmut, unseren Hauskomponisten, und der damit verbundene Zugang zu ihrer und zur neuen Musik. Wer wollte da nicht vor Neid erblassen? Doch die äußeren Annehmlichkeiten, wie das schöne Haus, der Garten und die gute Küche, sind zwar auffällig, aber nicht Selbstzweck. Es ist die permanente, kreative Unruhe und ebenso das stimulierende Umfeld der Stadt Berlin, zu welchen das Wiko einlädt. Denn es ist eine Einladung und der Gewinn steht in direkter Beziehung zum Einsatz. Und so sind es die einzelnen Persönlichkeiten und nicht so sehr die Programme, welche den Humus des Wiko ausmachen. Zu zahlreich sind die Mit-Fellows, welche mir die Zeit am Wiko zum Gewinn gemacht haben, als dass man sie hier einzeln aufzählen möchte. Doch wenn ich einen Wunsch frei hätte – möge dieser Humus für jeden von uns in der Nach-Wikozeit weiter fruchtbar sein.

Das Wiko ist ein Elfenbeinturm. Türme sind jedoch wichtig, weil man von ihnen aus weiter sehen kann. Zudem ist Elfenbein ein Stück Natur, das kulturell verformt wird. In der Tat waren die Diskussionen zwischen Geistes- und Naturwissenschaftlern im Rahmen der Tafelrunden ein weiteres, spannendes Addendum dieses Jahres. Nicht dass man immer zu einem synthetischen Schluss gekommen wäre oder sich in wichtigen Dingen einigen konnte. Es bleibt eine etwas unerwartete Erfahrung, wie weit die Weltsicht der Naturwissenschaftler, in diesem Jahr ausschließlich Biologen, von derjenigen der Geisteswissenschaftler abweichen kann. Die Einbettung der menschlichen Existenz im natürlichen, biologischen Kontext ist ein äußerst ambivalentes Thema. Die Frage „Was ist eigentlich Natur?“ führt zu starken Emotionen und der Terminus „Gene“ manchmal zu roten Köpfen, obwohl alles dies keine Erfindung der Biologen ist. Auch nach dem jetzigen Studienjahr ist der archimedische Punkt für die Überschreitung des Niemandslandes zwischen den beiden Feldern noch nicht genau bekannt. Doch gerade deshalb ist das Wiko so überaus notwendig für die Zukunft unserer Wissenslandschaft. Möge deshalb das Gänsekraut im Garten des Wiko gedeihen und sich vermehren.